

stand. Der Rat der Stadt sandte Bittschriften und Abordnungen nach Wien. Da hieß es, Breslau sei eine Handelsstadt. Studenten brächten Unruhen und Streitigkeiten. Wie solle man sie unterbringen? Außerdem würden bei einer Jesuitenuniversität eine juristische und eine medizinische Fakultät fehlen. Dabei blockierte später gerade der Rat der Stadt den Ausbau zu einer Volluniversität. So kam es erst 1702 zur Gründung. Wenige Jahrzehnte später wurde Schlesien preußisch.

Friedrich II. hatte 1722 von seinem Vater die Anweisung erhalten: „Jesuwitter müsset Ihr in eure Lender nicht dulden“ (236). Voltaire und andere französische Freunde bestärkten ihn darin. Aber der König sah Jesuiten als nützlich an. Sie leiteten in Schlesien zahlreiche Schulen. Im und nach dem Siebenjährigen Krieg (1756–63) sah er jedoch alle Katholiken als Sympathisanten Österreichs an. Sogar eine Ausweisung der Jesuiten wurde vorbereitet.

Eine neuerliche Wende kam mit der Aufhebung des Ordens durch Papst Clemens XIV. Friedrich II. veröffentlichte das Dekret nicht und verhinderte so seine Durchführung. Auch der amtierende Weihbischof erreichte nichts. (Der Bischof hielt sich im österreichischen Teil seiner Diözese auf, weil er sich offen auf die Seite Maria Theresias geschlagen hatte.) Friedrich hatte in Unkenntnis der kirchenrechtlichen Lage sogar den Plan, in Schlesien einen neuen Ordensgeneral wählen zu lassen. 1776 einigte er sich mit dem Nachfolgerpapst. Die Jesuiten wurden Diözesanpriester und bildeten eine „Gemeinschaft der Priester des königlichen Schuleninstituts“. Ihm konnten sich andere Priester und Laien anschließen.

Den Abschluß bildet ein Kapitel über die Vereinigung der Breslauer Universität mit der von Frankfurt an der Oder. Der Autor zeigt auf, daß die vereinfachende Behauptung, nur Breslau habe dadurch gewonnen, nicht stimmt.

Rabe legt die Dramatik dieser Jahrzehnte akribisch dar. Man wäre in den Einzelheiten verloren, würde er nicht immer wieder die große Linie in Zusammenfassungen aufweisen. Auch alles Negative kommt zur Sprache: die dauernden Klagen über das viele Diktieren, noch dazu in Latein, die vielen vergeblichen Reformversuche. Scholastik stand gegen Aufklärung. Zum Schluß

werden die Ergebnisse auch in polnisch und englisch vorgelegt. Als Fazit läßt sich sagen: Dies ist keine Jubelgeschichte, aber auch Herablassung ist fehl am Platz. *Wolfgang Hoffmann SJ*

ELIZONDO, Virgilio: *Unsere Liebe Frau von Guadalupe*. Evangelium für eine neue Welt. Luzern: Exodus 1999. 158 S. Kart. 29,-.

Zehn Jahre nach der zerstörerischen Eroberung der aztekischen Hauptstadt trug sich am Nordrand der Hochtäler von Mexiko ein erstaunliches Ereignis zu, in dem viele Gebildete nicht viel mehr sehen als den Beginn der wohl bekanntesten Facette der mexikanischen Folklore: Beim Sonnenaufgang des 12. Dezember 1531 erschien einem missionierten Indio aus der Unterschicht auf dem Hügel Tepeyac eine schöne, dunkelhäutige, schwangere Frau mit mestizischen Zügen und bat ihn freundlich, den Bischof aufzufordern, er möge ihr hier ein Heiligtum errichten. Im sogenannten „Nican Mopohua“ wurde wenig später auf Nahuatl die ganze Geschichte aufgezeichnet, in der der mißtrauische Bischof ein die Erscheinung beglaubigendes Zeichen verlangt, welches ihm schließlich in Gestalt eines Rosenstraußes und des auf dem Mantel des Juan Diego auftauchenden Bildnis der Jungfrau zuteil und sogleich danach durch eine Krankenheilung bestätigt wird.

Virgil Elizondo, nordamerikanischer Theologe lateinamerikanischer Abstammung, legt in seinem faszinierenden Buch den ursprünglichen Charakter der Erscheinung vom Tepeyac und seine Tragweite als erste amerikanische theologische Reflexion frei, die so oft durch kirchliche und staatliche Domestizierung und durch Kitsch und Kommerz verschüttet worden ist. Sein aus eigener religiöser Erfahrung geborener Text liest sich wie eine Meditation, wenngleich er sich ausgiebig auf das vorhandene historische und ethnologische Schrifttum stützt (wobei allerdings die anhaltende Polemik hinsichtlich der historischen Existenz des indianischen Visionärs Juan Diego unerwähnt bleibt).

In seinem ausführlichen Kommentar zur Erzählung von der Erscheinung der Frau, die von Juan Diego als Gottesmutter erkannt wird, zeigt er, wie hier das Evangelium erstmals vor dem Hintergrund einer der damals bedeutendsten,

hochentwickelten mesoamerikanischen Religion verstanden wurde. Das Ergebnis ist kein synkretistischer Cocktail, sondern Impuls für eine wechselseitige Korrektur zweier Gottesbilder: Die Indianer stellen die Unangemessenheit ihrer blutige Menschenopfer fordernden Götterwelt fest, und die spanischen Missionare erkennen die Einseitigkeit ihres erobernden, drohenden und strafenden Vatergottes. Dafür bringt die indianische Tradition ein Verständnis von Wahrheit zum Tragen, das untrennbar ist von Schönheit und Anmut; und die jesuanische Tradition verkündet aufs neue, daß die Unterlegenen, Ausgestoßenen und Geringgeschätzten die vorzüglichen Erwählten des Gottesreiches sind.

Elizondo hebt hervor, daß das authentische Eingehen der Kirche auf ihr fernstehende kulturelle und religiöse Welten keineswegs zur anpassungsbeflissenen Entstellung der christlichen Predigt führen muß, sondern ihre eigene Klärung, Vertiefung und Bereicherung zur Folge haben kann. Dies wird insbesondere deutlich im Hinblick auf die nicht nur damals, vor 500 Jahren, in der Theologie vernachlässigte weiblich-mütterliche Seite des Gottes Jesu von Nazarets. Das Buch endet mit der Andeutung einer Möglichkeit, von diesem Ausgangspunkt aus das Geheimnis der trinitarischen Beziehungen auf eine neue Weise zu fassen.

Insgesamt wird so die Botschaft der Jungfrau

vom Tepeyac zum Aufruf, mit dem Bau einer neuen Welt zu beginnen. Deren Projekt läßt erkennen, daß in ihr die Schranken zwischen Rassen und Geschlechtern, Kulturen und Religionen, Sprachen und Traditionen eingerissen werden – nicht, um sie aufzulösen wie jene Unterschiede zwischen arm und reich, mächtig und einflußlos, die das Leben immer nur ersticken können, sondern weil hier die Begegnung zum befruchtenden Austausch werden kann, der das Eigentliche eines jeden heller hervortreten läßt und gemeinsam Neues hervorbringt.

Kann es verwundern, daß diese Perspektive gerade heute besonders ansprechend wirkt, wo nicht nur Ausbeutung und Unterdrückung das Leben so vieler Menschen unerträglich machen, sondern auch das Bewußtsein, in eine „Finsternis der Nichtigkeit“ (47) gestoßen zu sein, in der ihr Tun und Lassen, ihre Hoffnungen und Träume einfach überzählig sind? Denn die „Virgen Morena“, die braunhäutige Jungfrau, verheißt nicht einfach das Kommen einer besseren Welt, sondern in der Radikalität der Anfangszeit des Evangeliums vermittelt sie in so vielen lateinamerikanischen Kirchen und Wohnungen, Arbeitsstellen und Autobussen, Festen und Prozessionen einen Vorgeschmack des Himmels auf Erden – am Rande des politischen Zentrums, außerhalb des Tempels, draußen vor der Stadt.

Stefan Krotz

Politikwissenschaft

LEDER, Gottfried: *Bildung – Politik – Verfassung*. Ausgewählte Aufsätze zur Politikwissenschaft. Hg. v. Herwart SIEBERG u. Wolfgang-Uwe FRIEDRICH. Hildesheim: Olms 1999. 287 S. (Hildesheimer Beiträge zu den Erziehungs- u. Sozialwissenschaften. 41.) Kart.

Den Lesern dieser Zeitschrift ist der Autor des hier vorzustellenden Buches bekannt durch scharfsinnige Beiträge zu Verfassungsrecht und Verfassungspolitik einerseits – das ist das Fachgebiet des Hildesheimer Politikwissenschaftlers; zur innerkirchlichen Diskussion über Amt und Räte, über Laienmitwirkung und Dialogdefizite andererseits – das ist sein kirchliches Erfahrungsfeld über Jahrzehnte eines positiv-kritischen En-

gagements vor allem in der Diözese Hildesheim und im Zentralkomitee der deutschen Katholiken.

Zwei jüngere Kollegen und frühere Mitarbeiter Gottfried Leders haben aus dessen Werk für diesen Sammelband zur Politikwissenschaft ausgewählt und ihm damit zu seinem 70. Geburtstag ein respektables Präsent gemacht. In drei Teilen sind Beiträge von Leder aus drei Jahrzehnten zu den Themenfeldern Politikwissenschaft und Bildung, Politik und Recht, Verfassungsrecht und Verfassungspolitik zusammengestellt.

Drei Qualitäten halten sich in den Beiträgen mit eindrucksvoller Konstanz durch: Prägnanz, Klarheit und die Verbindung von fachlicher Fun-